



BRAMBLE

Nikki St. Crowe

# West of Wicked

## Folge deinem Verlangen

Great and Terrible Land 1

978-3-426-56490-5

Mai 2026

NIKKI ST. CROWE

Roman

WEST of  
WICKED

GREAT AND TERRIBLE LAND 1

Folge deinem Verlangen

**NIKKI ST. CROWE**

**WEST OF  
WICKED**

Folge deinem Verlangen

**GREAT AND TERRIBLE LAND 1**

Aus dem Amerikanischen von  
Janika Krichtel und Maria Schmidt



**BRAMBLE**



# KAPITEL 1

## DOROTHY

Ich erreichte das Bauernhaus in Kansas während eines Sommersturms.

Sie erzählten mir später, der Wind sei so stark gewesen, dass ihr die Haare um die Ohren flogen.

Ich habe keine Ahnung, wer sie war, ich weiß nur noch, dass ich mich schluchzend an sie geklammert hatte. Ihr klebte Blut im Gesicht, erzählten sie mir. Es benetzte ihre eingefallenen Wangen.

»Bitte«, hatte sie zu dem Paar im Türrahmen vor sich gesagt.  
»Nehmt sie.«

Sie versuchte mich aus ihrem Arm zu lösen, aber ich wehrte mich dagegen, krallte die Finger in den Stoff ihrer Jacke.

*»Ich will nach Hause!«*

Ich erinnere mich daran, die Worte gesagt zu haben. Manchmal wache ich nachts davon auf, dass ich sie im Schlaf rufe.

Wenn ich ganz still daliege, wenn ich meine Augen schließe, wenn ich tief in meinen Erinnerungen grabe, kann ich sie sehen.

Sie schreit mich an, aber ich höre nichts. Da sind nur Bewegungen. Haare, die um mein Gesicht peitschen. Dunkle Wolken, die am Himmel aufziehen.

Ich erinnere mich an ihre tiefe Verzweiflung und den Geschmack von Asche auf meiner Zunge.

Die Hurrikansaison bringt stets Verzweiflung hervor.

Und Blutvergießen.

Tante Em und Onkel Henry hatten nie vor, Kinder zu haben, aber wie könnten zwei so gütige Menschen ein schluchzendes Kind abweisen?

»Sie wird zu dir zurückkommen«, hatte Em nach Ausbruch des Sturms gesagt und mir den Dreck vom Gesicht gewischt. »Keine Sorge.«

In der darauffolgenden Woche hatte Henry mir ein Bett aus Überresten der Scheune gebaut. Er ließ mich ein paar Nägel einschlagen und ich durfte sogar die Handsäge ausprobieren.

»Sicher, dass du noch nie ein Bett gebaut hast?«, hatte er mich gefragt und die Hände in die Hüften gestemmt, während er mir zusah.

»Ganz sicher«, hatte ich ihm gesagt, denn bis zu diesem Moment hatte ich nicht einmal gewusst, was ein Hammer überhaupt war.

»Tja, gute Arbeit.« Sein Gesicht lag verborgen in den Schatten seines breitkrepfigen Hutes, und so ahnte ich nicht, dass er log. Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass er das Bett in der Nacht noch einmal neu gebaut hatte, um sicherzugehen, dass es auch stabil genug war. Dass es überhaupt *halten* würde.

Heute, als erwachsene Frau, verstehe ich, wozu das Ganze gut war – zur Ablenkung. Mich ein paar Nägel einschlagen und etwas Holz sägen zu lassen, half mir dabei, mich ein wenig von den Sorgen zu befreien, die damals an mir nagten.

Sie würde nicht zurückkommen. Niemand würde kommen.

Henry verstand sich besser als jeder andere darauf, Trauer und Leid zu vertreiben. Er selbst war ständig in Bewegung, auf der Flucht vor seinem gebrochenen Herzen.

Er hatte sich in der Prärie von Kansas wiedergefunden, nachdem erst sein Vater gestorben war, dann seine Mutter und später

im Krieg auch kurz nacheinander seine beiden Brüder. Er war der jüngste der Geschwister gewesen. Er hätte die Familienfarm nie übernehmen sollen.

Dennoch war es so gekommen.

\* \* \*

So, wie die Arbeit ihm half, sich abzulenken, so half Tante Em ihm dabei, zu heilen.

Vor der Farm, vor dem Verlust seiner Familie, war Onkel Henry als Straßenkünstler im Land umhergereist. Mit einer Gitarre auf der Hüfte, einer Mundharmonika um den Hals und einer Trommel am Fuß hatte er Geld mit seiner Musik verdient.

Auf der verzweifelten Suche nach irgendetwas war er nach New York gekommen. Vielleicht war es die Suche nach einem Zuhause gewesen, nach einem Ort, an den er gehörte. Er hatte immer Witze darüber gemacht, dass er ein bisschen wie Goldlückchen war und in jeder Stadt ein anderes Bett ausprobierte. »Aber in keins hab ich reingepasst«, sagte er dann immer. »Eines war zu laut. Ein anderes zu groß. Manche waren fast richtig, waren dann aber doch zu kalt oder zu heiß oder zu durchgelegen.«

Als kleines Mädchen habe ich alles geliebt, was auch nur ansatzweise nach Märchen geklungen hat, und Henry konnte beinahe alles in eine gute Geschichte verwandeln.

»Der Big Apple hat sich einfach richtig angefühlt«, fuhr er stets fort. »Und Musik für die Touristen zu machen, war ehrliche Arbeit. Arbeit, die mir Spaß gemacht hat. Meistens schloss ich die Augen, schlug auf meine Trommel, zupfte an meinen Saiten und reiste an ferne Orte. Doch nicht an diesem Tag. An diesem Tag habe ich *sie* gefunden.«

Seiner Erzählung zufolge war Tante Em gerade erst aus dem Süden nach New York gereist. Sie träumte von einem Kunststudium an einer der Universitäten. Um Geld zu verdienen, fertigte sie farbenfrohe Karikaturen von den Touristen an.

Doch nicht an diesem Tag.

An diesem Tag malte sie den gutaussehenden Straßenmusiker.

Und als die Sonne allmählich unterging, bot Henry ihr an, ihr das Bild von dem Geld abzukaufen, das er den Tag über in seinem Hut gesammelt hatte.

Sie sagte zu ihm, dass ihr eine Tasse Kaffee genügen würde und er könne das Bild haben.

Heute hängt es an einem Nagel neben dem Küchentisch.

Es steckt so viel Farbe in dem Bild. So viel Leben.

Es versprüht einen Hauch Schönheit in dieser sonst so grauen, weiten Prärie.

Doch Onkel Henry macht keine Musik mehr und Tante Em malt nicht mehr, und manchmal frage ich mich, ob die beiden sich jemals nach dem sehnen, was sie aufgegeben haben.

Das Farmleben ist nicht einfach. Das weiß jeder. Vor Sonnenaufgang aufstehen. Immer in Eile, weil Dutzende Tiere darauf zählen, dass sie gefüttert und getränkt werden. Getreide, das geerntet werden muss, bevor es verdirbt. Eier, die eingesammelt werden müssen. Schweißtreibende Arbeit, bis der ganze Körper schmerzt.

Aber warum kommt es mir so vor, als wäre Em und Henry jeder Funke Lebensfreude ausgesaugt worden? Und haben sie es kommen sehen?

Ich glaube, das verängstigt mich am meisten: der Gedanke, ich könnte eines Morgens aufwachen, als eine leblose Hülle, deren Energie gänzlich von der unbarmherzigen Erde absorbiert wurde.

\* \* \*

Abgesehen von der Knochenarbeit bin ich dankbar, dass ich Tante Em an meiner Seite habe. Und Onkel Henry. Und ganz besonders dankbar bin ich für Toto. Auch wenn er eine ziemliche Nervensäge sein kann.

»Lass das Kaninchen los, Toto.« Das Tier windet sich in seinem Maul. Es ist beinahe so groß wie Toto selbst, aber das hat ihn noch

nie abgehalten. Ich kenne keinen anderen Terrier mit einem solchen Blutdurst.

Toto stellt die Beine breiter auf, bereit abzuhauen. Das Kaninchen spürt den Boden unter seinen Füßen und tritt mit den Hinterläufen aus. Als es merkt, dass es dennoch nicht entkommt, tritt es noch härter aus und schleudert die Erde hinter sich weit in die Luft.

»Wage es nicht ...«, sage ich, aber natürlich wagt Toto es.

Er flitzt davon, schleift das Kaninchen mit sich und das arme Ding quietscht erbärmlich.

»Toto!«, rufe ich.

»Dieser Hund ist gemeingefährlich.« Onkel Henry taucht hinter mir auf, einen Korb voller Eier in den Händen, die er gerade im Hühnerstall eingesammelt hat. Seine blasse irische Haut ist ganz rosig von der Arbeit. Er ist dieses Jahr noch nicht an dem Punkt angekommen, an dem seine Haut einfach aufgibt und sich erlaubt, braun zu werden.

Ich bin genauso blass wie er, bloß dass ich Sommersprossen habe und anscheinend aus irgendeinem Grund immun gegen die Sonne bin. Ich behalte meinen cremefarbenen Hautton das ganze Jahr über.

Ich drehe mich zu ihm und blinzle gegen das grelle Licht der tiefstehenden Morgensonne an. »Schätze, du hast recht. Wenigstens lässt er die Hühner in Frieden.«

Onkel Henry lacht zunächst schnaubend, verzieht dann aber das Gesicht. Er setzt den Korb ab und reibt sich den unteren Rücken. Zum Arzt geht er nie. Bekommt einfach nicht das Geld zusammen.

»Warte, ich mach das.« Ich eile zu ihm und schnappe mir den Korb.

»So alt bin ich nun auch wieder nicht«, sagt er.

»Oh?« Ich hebe die Augenbrauen.

Er funkelt mich böse an, doch unter seinem Bart zuckt verdächtig ein Mundwinkel. »Na ja, alt, aber in Form.«

»Natürlich.«

»Ich kann das«, erklärt er.

»Das weiß ich. Ich aber auch.« Ich gehe auf das Wohnhaus zu, und Henry folgt mir widerwillig.

Drinne hat Tante Em die Fenster weit aufgerissen, um durchzulüften. Die Vorhänge wogen, kommen wieder zur Ruhe, nur um sich sofort wieder im Wind aufzubäumen.

Ich glaube, ich liebe nichts mehr als eine warme Sommerbrise.

Tante Em steht mehlbedeckt am Küchentisch und knetet einen Klumpen Teig, doch ihre Bewegungen sind schwerfällig. Ihre Hände zittern und zwischen ihren Brauen zeichnet sich Frustration ab.

Ich stelle den Korb neben die Spüle und gehe zu ihr. »Lass mich dir damit helfen.« Ich versenke die Finger in der Mehldose, spüre ihren verärgerten Blick förmlich auf mir. Auch wenn man es ihr nicht ansieht, sie und Henry gehen auf die siebzig zu. Es liegt zwar eine gewisse Weisheit in ihrem Blick, doch auf ihrem Gesicht ist keine einzige Falte zu erkennen. Dennoch holt das Alter die beiden langsam ein. Es gab bisher keinen Tag in ihrem Leben, an dem sie nicht gearbeitet und sich selbst versorgt haben. Hilfe anzunehmen, geschweige denn danach zu fragen, ist für beide vollkommen unvorstellbar.

»Ist schon gut«, protestiert sie. »Teigkneten macht mir Spaß.«

»Mir auch«, erwidere ich, auch wenn es gelogen ist. Ich helfe Em nun bereits seit gut zwanzig Jahren in der Küche, doch eine Leidenschaft fürs Brotbacken habe ich dabei nie entwickelt. Es ist für das Überleben auf einer Farm quasi die wichtigste Fähigkeit und ich esse für mein Leben gern Brot, aber die vielen Stunden, die man damit verbringt, es zu backen? Die Präzision, die man dafür benötigt? Die Fehlertoleranz? Nein, danke. Da miste ich doch lieber den Stall aus.

Mit einem wissenden Lächeln wendet Em sich von mir ab und geht hinüber zu Henry, der an der Spüle steht. Gemeinsam inspizieren sie den Korb mit den Eiern. Es sind heute weniger als

gestern, und gestern waren es weniger als den Tag zuvor. Doch noch müssen wir uns keine Sorgen machen ... *noch*.

Auch wenn ich nicht besonders gern Brot backe, ist es dennoch einfach, sich in der Arbeit zu verlieren, und während sich meine Hände wie von selbst bewegen, schweifen meine Gedanken ab, zu einem Leben ohne harte Arbeit und voller Farben, wie denen auf Tante Ems Bildern.

Möglicherweise gibt es irgendwo ein solches Leben, aber eben nicht für mich. Die Farm braucht mich. Em und Henry brauchen mich. Wer kümmert sich sonst um die Tiere, wenn Henry die Futtersäcke nicht mehr heben kann? Wer schleppt die Zwiebel- und Kartoffelsäcke in den Vorratskeller, wenn Em es nicht mehr die Leiter hinunterschafft?

Ich kann sie nicht verlassen. Ich kann die Farm nicht verlassen. Allein beim Gedanken daran zieht sich meine Brust schmerzhaft zusammen.

Henry legt die Eier in den Metallkorb, der in der Ecke hängt. Em widmet sich dem Herd, auf dem ein Eintopf vor sich hin köchelt.

Draußen gackern die Hühner. In der Ferne bellt ein Hund.

»Dorothy«, sagt Em. »Machst du bitte etwas Platz für den Topf? Es wird Zeit für die Klöße ...«

Mir bleibt keine Zeit zu antworten.

Ein lautes Scheppern ertönt und eine Woge siedend heißer Flüssigkeit spritzt über meine Beine.

Ich zische vor Schmerz laut auf und weiche zurück, während sich der restliche Eintopf auf den Küchenboden ergießt.

»Em!« Henry eilt zu ihr. Ihre Hände zittern und sie blickt irritiert zu Boden.

»Ist schon okay.« Ich beginne, mit einem Küchenhandtuch den Boden zu wischen. »Ich kümmere mich darum.«

»So eine Verschwendung.«

»Wir kochen mehr«, sagt Henry.

»Das war der letzte Rest Hühnchen, Henry. Wir können nicht mehr davon kochen.«

Ich wische weiter in dem Eintopf herum, doch es hat keinen Zweck. Das Handtuch hat sich längst vollgesogen und es ist noch mehr als die Hälfte der Brühe auf dem Boden verteilt.

»Was ist bloß los mit mir?«, sagt Em, und Henry zieht sie in seine Arme, drückt sie fest an sich.

Ich beobachte vom Boden aus, wie Henry Em etwas ins Ohr flüstert, und sie nickt und drückt die Schultern durch. Sie wussten schon immer, was der andere gerade braucht, ohne etwas sagen zu müssen. Wenn Henry von Trauer überwältigt wird, ergreift Em seine Hand. Wenn Em einen schlechten Tag hat, bringt Henry sie zum Lächeln.

Und ganz oft stehe ich daneben und erhasche einen Blick auf diese intimen Momente.

Ich habe mich bei ihnen immer gut aufgehoben gefühlt, aber es gibt da dennoch diese Stimme in meinem Hinterkopf, die wohl nie ganz verstummen wird. Eine, die mir sagt, dass mit einem Mal, ganz plötzlich, all das hier zu Ende sein könnte.

Nachdem ich kurz nach meinem dreizehnten Geburtstag meine erste Panikattacke hatte, ging ich zu einer Therapeutin, die mir sagte, ich hätte Bindungsangst. »Du bist fähig zu lieben, du musst dich nur mehr öffnen.«

»Ich liebe doch«, erwiderte ich.

»Tust du das?«, fragte sie, legte den Kopf schräg, verengte die Augen und bedachte mich mit einem Blick, der mir durch und durch ging, während ich mich auf dem Sofa wand.

Später, als ich Em von dem Gespräch erzählte, hörte sie mir in aller Seelenruhe zu, wie ich mich darüber aufregte, wie falsch die Therapeutin lag, nur um mir dann zu sagen: *Du hast dein Herz geschützt. Niemand kann dir das verübeln. Doch solltest du je dazu bereit sein, dich zu öffnen, sind Henry und ich für dich da, das weißt du.*

Ich verbrachte die darauffolgenden beiden Tage damit, sowohl auf meine Therapeutin als auch auf Em wütend zu sein. Ich wusste, wie man liebte. Ich liebte Em und Henry.

Es brauchte mehrere Monate Therapie und Selbstreflexion, bis ich erkannte, dass sie beide recht hatten.

Zwar liebte ich Em und Henry, doch tief in meinem Innern hatte ich Angst davor, zuzulassen, dass sie mich zurückliebten.

Bereits vor der Farm hatte ich ein Leben und eine Familie, und beides war mir genommen worden.

Wer garantierte mir, dass mir nicht auch dieses Leben wieder genommen werden würde?

Em und Henry hatten sich für mich entschieden. Weder das Leben auf einer Farm noch Kinder hatten sie sich je gewünscht. Doch es war anders gekommen.

Und heute bin ich fest entschlossen, mich für alles zu revanchieren, was sie für mich getan haben, komme, was wolle. Ich kann mich genauso gut um die beiden kümmern, wie sie sich um mich gekümmert haben, selbst wenn ich sie dabei auf Abstand halte.

Also schnappe ich mir ein sauberes Küchenhandtuch und wische auch noch die restliche Brühe vom Boden.



# KAPITEL 2

## DOROTHY

**T**oto!« Ich stehe am Rand der Veranda und rufe in die Dunkelheit. Er ist schon den ganzen Tag verschwunden. Wahrscheinlich liegt er irgendwo zusammengerollt und hält ein Verdauungsschläfchen. »Toto!«

Auf der anderen Seite des Feldes blitzt ein Licht auf.

Nur ganz kurz, dann erlischt es wieder.

Wie auf ein Kommando (auf das Toto nie hören würde) beginnt mein Bauch zu kribbeln.

»Ich drehe eine Runde und sehe, ob ich Toto finde«, rufe ich in Richtung Verandatür.

»Bleib nicht zu lange weg«, ruft Tante Em von der Spüle zurück.

Wenn ich die Straße nehme, brauche ich zu Fuß zehn Minuten bis zur Nachbarsfarm. Sieben, wenn ich die Abkürzung querfeldein nehme. Ich kann es kaum erwarten, endlich wieder etwas zu fühlen, also nehme ich heute die Abkürzung. Dabei achte ich darauf, nicht auf die Maistriebe zu treten, die aus der Erde ragen. Dieses Jahr ist es trockener als gewöhnlich. Es muss dringend wieder richtig regnen.

Ich erreiche die Scheune der Gilberts von der Rückseite her und

finde das Tor offen vor. Sämtliche Tiere wurden bereits für die Nacht hineingebracht. Edward Gilbert sitzt im Schein einer nahestehenden Laterne in einem Gartenstuhl, auf seinem Schoß den zusammengerollten Toto.

»Da bist du also«, sage ich und Toto stellt die Ohren auf, öffnet die Augen jedoch nur einen Spaltbreit. »Er hat vorhin ein Kaninchen gefangen«, sage ich an Edward gerichtet. »Hab ihn seither nicht mehr gesehen.«

Edward tätschelt Totos kugelrunden Bauch. »Er hat sich wohl ein wenig übernommen.«

Edward und ich sind zusammen aufgewachsen, zunächst als beste Freunde, später als etwas mehr als das. Wir haben uns immer verschlüsselte Botschaften mit unseren Taschenlampen geschickt, deren Schein in der tiefen Dunkelheit gut zu erkennen ist.

Als wir noch Kinder waren, war er mehrere Zentimeter kleiner als ich, mager und ein wenig unbeholfen. Heute, mit fünfundzwanzig, überragt er mich ein gutes Stück und dank der harten Arbeit auf der Farm sind seine Arme stark, seine Schultern breit und seine Muskeln stahlhart.

Edward hebt Toto vom Schoß und setzt ihn neben sich auf einem Heuballen ab. Toto gähnt, rollt sich dann aber gleich wieder zusammen und schließt die Augen.

»Lust, nach oben zu gehen?«, fragt Edward und deutet mit dem Kinn in Richtung der Leiter, die zum Heuboden hochführt.

»Ja.« Ich wusste, was ich wollte, als ich mich auf den Weg hierher gemacht habe.

Weil er ein wahrer Gentleman ist, lässt Edward mir den Vortritt, für den Fall, dass ich von der Leiter falle. Auch wenn ich diese und die Leiter zu Hause schon seit Jahren hoch und runter kletterte, ohne dass jemals etwas passiert wäre. Manchmal frage ich mich, ob er mich nur vorlässt, damit er mir unters Kleid schauen kann, was bedeuten würde, dass er wohl doch nicht durch und durch ein Gentleman ist. Was okay für mich wäre. Hin und wieder wünschte ich, er würde nicht ganz so viel Wert auf Höflichkeit legen.

Doch zu wissen, dass ihm der Anblick gefällt, lässt meinen Bauch erneut vor Vorfreude kribbeln.

Sobald wir oben sind, nimmt Edward meine Hand und zieht mich sanft zu sich. Er legt seinen Mund auf meinen und seine Zunge schnellt neckend nach vorn, um einen Vorgeschmack auf mich zu erhaschen. Er führt mich zu dem Haufen lose verteilten Heus, auf dem bereits unsere Steppdecke auf uns wartet.

Ich lasse mich mit einem dumpfen Schlag auf den Rücken fallen und greife nach seinem Gürtel. Gemeinsam hantieren wir beide so lange daran herum, bis die Metallschnalle sich öffnet. Dann ist er über mir und seine Hände wandern über meinen Körper.

Ich erinnere mich noch genau daran, wie wir das erste Mal Liebe gemacht haben. An unsere unbeholfenen Bewegungen. Die von Lust getränkte Luft. Die Hitze zwischen meinen Schenkeln, die Härte zwischen seinen.

Als er in diesem Moment in mich eindringt, stöhne ich lustvoll auf und er flüstert mir süße Worte ins Ohr.

»Du bist so wunderschön, Dutchie.«

In all diesen Jahren, in denen wir uns bereits hier in seiner Scheune treffen, war Edward immer zärtlich zu mir. So, als wäre ich eine Glasfigur und er hätte Angst, mich durch zu viel Druck oder durch zu viel Hitze zu zerbrechen.

Zwar wurde ich irgendwo jenseits dieser Farm, jenseits von Kansas, geboren, doch alles, was ich heute bin, wurde in diesem gewaltigen Sturm geformt. Und ich kann nicht anders, als mich zu fragen, ob mein unstillbarer Appetit nach mehr genau daher rührt, ob tief in mir vielleicht ein Mensch schlummert, der sich nach Prellungen, nach Asche und Blut sehnt.

Vielleicht bin ich deshalb unfähig, Liebe zuzulassen. Weil in mir kein Platz ist für Dinge, die sanft und zärtlich sind.

Und sicher.

*Zeichne mich, will ich ihm sagen. Benutz mich. Lass mich so tief in mir etwas fühlen, dass es Spuren auf meiner Haut hinterlässt.*

Doch allein bei dem Gedanken, diese verruchten Dinge laut auszusprechen, dreht sich mir vor Scham der Magen um.

Edward würde missbilligend die Stirn runzeln. Er würde rot werden. Er würde mir sagen, dass er mich zu sehr respektiert, um mich so zu behandeln.

Aber manchmal wünschte ich, er würde mich einfach gegen die nächste Wand schleudern.

Die Wärme der Scheune umhüllt uns, ein Kleidungsstück nach dem anderen fällt zu Boden und unsere Bewegungen werden immer ungestümer. Druck baut sich auf. Edward wird härter in mir. Er nähert sich dem Höhepunkt. Ich erkenne die Vorzeichen seines Orgasmus genauso gut wie die meines eigenen.

Ich schlinge ein Bein um seine Hüfte und Sorge dafür, dass er mich nach oben lässt. Ab hier übernehme ich die Kontrolle. Ich reibe mich an ihm, schließe die Augen und stelle mir vor, ich wäre an einem anderen Ort, mit einem anderen Mann.

Irgendwo am Rande meiner Wahrnehmung flammen Schuldgefühle auf. *Sei froh, dass du Edward hast.*

Doch bei einem anderen Mann ... einem ganz anderen Mann ... wären die Worte vielleicht nicht so süß. Wären die Berührungen vielleicht fordernder.

Bei diesem Gedanken ziehe ich mich um ihn zusammen. Edward stöhnt.

»Oh, ja, Dutchie.« Er benutzt den Spitznamen, den er mir gegeben hat, als wir noch Kinder waren. Ich bringe ihn dazu, sich aufzusetzen. Dann lege ich meine Arme um seinen Nacken, um mehr Druck auszuüben, ihn härter und fester zu ficken, auf der Jagd nach der einzigen Sache, die mich etwas fühlen lässt.

Eine Schweißperle rinnt mir den Rücken hinab.

Mondlicht dringt durchs Scheunenfenster, ergießt sich über Edward und hüllt ihn ganz in Silber. Ich beobachte, wie seine Gesichtszüge vor Lust erschlaffen. Das passiert jedes Mal, wenn er kommt, als wäre er verblüfft oder leicht beschwipst.

»Bist du gekommen?«, fragt er.

»Noch nicht.«

»Soll ich ...«

»Ich bin kurz davor.« Ich schließe die Augen und gebe mich wieder meiner Fantasie hin.

*Komm für mich*, sagt der gesichtslose, namenlose Mann. *Enttäusch mich nicht.*

Ich hebe leicht das Becken, verändere den Winkel und treffe die richtige Stelle. Die Reibung erreicht ihren Höhepunkt.

Endlich komme ich.

Und erst in diesem Moment sehe ich alles in Farbe.

\* \* \*

Wir sitzen im offenen Fenster der Scheune und lassen die Beine in der Luft baumeln.

Ich bin wieder angezogen, doch Edward ist noch immer oben ohne und ich kann nicht anders, als seinen prallen Bizeps und seine definierte Brust zu bewundern.

Er reicht mir einen Joint.

Ich nehme einen Zug und puste den Rauch aus.

Er erhebt sich in die Luft und kringelt sich um die Silhouette des Vollmonds.

Edward deutet auf eine Wiese, die direkt hinter den Maisfeldern liegt. »Siehst du das Stückchen Land da hinten?«

»Die Wiese, auf der wir immer Burgen gebaut und Ritter gespielt haben?«

Ein schiefes, verlegenes Grinsen breitet sich auf seinem Gesicht aus. »Genau das. Mein Vater sagt, er überlässt es mir, damit ich mir darauf ein eigenes Haus bauen und eine Familie gründen kann.«

Ich sollte ihm den Joint zurückgeben. Stattdessen nehme ich einen weiteren tiefen Zug, halte den Rauch in der Lunge und genieße, wie es brennt und brennt.

»Ich würde gern ein eigenständiges Leben beginnen«, erklärt er weiter.

Mein Mund ist trocken und ich fahre mit der Zunge darin herum, auf der vergeblichen Suche nach Speichel.

»Stell es dir nur mal vor«, fährt er fort. »Ein Saltbox-Haus. So eines wie das Pembery House im Ort. Vielleicht in weiß? Mit schwarzen Fensterläden? Oder rot-weißen? Und eine dazu passende rote Scheune. Es gibt sogar genug Platz für einen Garten. Ich weiß doch, wie sehr du deine Mohnblumen liebst. Wir könnten einen ganzen Garten nur mit Mohnblumen anlegen, wenn du willst.«

Ich reiche ihm den Joint zurück. Er nimmt ihn mit zwei Fingern und lässt ihn ausglimmen.

Ich kann seine Begeisterung beinahe körperlich spüren. Wie eine heiße Woge prallt sie gegen mich.

Ich weiß, was er sagen wird, noch bevor er den Mund aufmacht.

Ich empfinde keine Begeisterung.

Bloß Beklemmung.

»Heirate mich«, sagt er.

Ich begegne seinem Blick. Seine Aufrichtigkeit weckt in mir den Drang, laut zu schreien.

Er fragt mich mindestens einmal die Woche, ob ich ihn heiraten möchte. Manchmal auch zweimal. Doch noch nie zuvor war die Frage geknüpft an eine Vision von einer Zukunft mit Haus und Scheune und Garten.

Ich könnte ihn lieben, auf meine Weise. Aber wäre das genug? War es je genug?

Wenn ich an ein Leben mit Edward denke, fühle ich mich innerlich leer.

Die Schuldgefühle kehren zurück.

»Ich kann Onkel Henry und Tante Em nicht zurücklassen«, antworte ich wie immer, was nicht einmal gelogen ist. Doch manchmal frage ich mich, wer ich war, bevor ich hierhergekommen bin. Ich frage mich, wer meine Eltern sind und ob sie noch leben. Ich frage mich, wer die Frau ist, die in meinen Erinnerungen so laut schreit, ohne gehört zu werden.

Wer ist sie?

Und wichtiger noch: Wer bin ich?

Mit achtzehn fing ich an, mehr über meine Vergangenheit zu recherchieren. Ich begann mit Zeitungsartikeln über den Sturm, der in dem Jahr, in dem ich hier ankam, über Kansas hinweggefegt ist. Ich habe Geburtsregister durchkämmt und mich in Krankenhäusern der Gegend umgehört.

Nichts. Nicht der geringste Hinweis. Was nur bedeuten kann, dass ich nicht tief genug gegraben habe.

Ich werde Em und Henry nicht zurücklassen, aber Edward zu heiraten, würde bedeuten, dass ich für immer bleiben würde. Und wenn ich bleibe, werde ich niemals herausfinden, wer ich bin. Diese Leere würde sich niemals füllen.

Edward nimmt meine Hand in seine und drückt sie. »Em und Henry werden direkt nebenan wohnen.« Guter Punkt.

»Aber es sind zehn Minuten ...«, argumentiere ich.

»Sieben querfeldein.«

»Und wenn ihnen etwas zustößt oder sich ein Wirbelsturm nähert ...« Ich verstumme.

Er legt den Joint neben sich in ein Einmachglas. »Du machst mich glücklich, Dutchie. Und ich könnte dich glücklich machen.«

Ich lasse den Blick über den Scheunenhof schweifen, dann über das Maisfeld. Über die perfekt angeordneten Reihen. Die grünen Triebe.

Ich lächle ihn an, hake mich bei ihm unter und drücke ihm einen Kuss auf die Wange. »Du machst mich doch schon glücklich.« Und das stimmt. Das tut er. *Er* macht mich glücklich, aber würde mich auch eine Heirat glücklich machen?

Die Stimme in meinem Hinterkopf kehrt zurück, wispert mir Wahrheiten ins Ohr, vor denen ich häufig zu viel Angst habe, um mich ihnen zu stellen.

*Edward ist nicht meine Zukunft. Er ist bloß eine Ablenkung.*

\* \* \*

Auf dem Nachhauseweg fühlen sich meine Beine bleischwer an. Toto trottet neben mir her.

»Was soll ich nur tun, Toto?« Er sieht zu mir hoch, sein zotteliges Fell hängt ihm in die Augen, doch er schweigt. »Du bist keine große Hilfe.«

Er bellt mich einmal kurz an und eilt dann hüpfend voraus.

Ich überquere den Feldweg. Eine kühle Brise kommt auf und ich reibe mir die Arme in dem Versuch, die drohende Gänsehaut abzuwehren. Seit ich anderweitig in der Scheune der Gilberts beschäftigt war, hat sich die Luft verändert. Die Hitze des Tages ist verklungen, wurde verdrängt von etwas Schneidendem.

Als ich die morsche Veranda betrete und gerade den Arm nach der Schiebetür ausstrecken will, dringt eine Stimme aus der Dunkelheit zu mir.

»Komm, setz dich zu mir.«

»Himmel.« Ich lege mir eine Hand auf die Brust und spüre meinen beschleunigten Herzschlag. »Du hast mich erschreckt, Em.«

Der Schaukelstuhl knarzt. Als ich auf sie zugehe, steigt mir der süße Geruch des Tees in die Nase, den sie im Schoß umfasst hält. Sie nippt daran und ihr Blick verliert sich am Horizont. »Hat er wieder gefragt, ob du ihn heiratest?«

Ich seufze und setze mich neben sie in den zweiten Schaukelstuhl. »Ja.«

»Was hast du ihm gesagt?«

»Ich hab mich vor einer Antwort gedrückt.«

Sie schüttelt den Kopf. »Der Junge ist vernarrt in dich. Er ist einer von den Guten, weißt du. Erinnerst mich an Henry.«

Er ist nicht nur einer von den Guten, er ist der Beste. Mit mir kann wirklich irgendetwas nicht ganz stimmen, wenn ich mich so sehr dagegen wehre, mich auf ihn einzulassen.

Ich lehne den Kopf gegen die gewundenen Schnitzereien des Kopfteils und stoße mich mit der Stiefelspitze leicht vom Boden ab, um den Schaukelstuhl in Bewegung zu setzen. »Ich kann euch beide hier nicht allein lassen.«

Tante Em schmalzt mit der Zunge. »Benutz uns nicht als Ausrede.«

»Warum nicht? Ihr eignet euch doch hervorragend.«

Sie nimmt einen letzten Schluck von ihrem Tee und balanciert anschließend die leere Tasse auf ihrem Knie. »Lass mich und deinen Onkel mal aus dem Ganzen heraus. Was sagt dir dein Herz?«

»Das ist ja das Problem. Ich weiß es nicht.«

»Das ist gelogen.«

»Em ...«

»Du hast dein ganzes Leben lang deine Intuition einfach ignoriert. Es wird langsam mal Zeit, dass du auf sie hörst.«

Em versucht mich seit Langem davon zu überzeugen, dass ich die Gabe besitze, Dinge einfach zu wissen. Sie erinnert mich gern an den Tag, an dem ein Handelsreisender vor unserer Tür stand und versucht hat, uns Reinigungszubehör zu verkaufen, und ich im reifen Alter von neun Jahren zu Em sagte, sie solle ihn nicht rein lassen, weil er ein böser Mensch sei.

Ein paar Tage später wurde ebenjener Vertreter dafür verhaftet, dass er einen Farmer angegriffen hatte, der ihn in sein Haus gelassen hatte.

»Selbst wenn das wahr wäre ...«, sage ich jetzt.

»Ist es«, entgegnet sie.

»... wie soll ich dann Intuition von Zweifel unterscheiden?«

»Woher wusstest du das mit dem Vertreter?«

Seht ihr?

Ich seufze schwer und gebe dem Schaukelstuhl noch einen weiteren Schubs, woraufhin dieser laut zu quietschen beginnt.

»Daran erinnere ich mich kaum.«

Em schweigt und die Geräusche der Nacht füllen die Leere. Das Zirpen der Grillen, das Quaken der Laubfrösche, das Rascheln der Tiere im Stall.

»Hättest du gern einen Ratschlag oder möchtest du nur Dampf ablassen?«, fragt sie mich schließlich.

Ich drehe den Kopf in ihre Richtung, ohne ihn von der Lehne

zu heben, und sehe sie an. Die Laterne, die über der Verandatür hängt, hüllt ihr Gesicht in sanftes Licht, betont die Falten um ihren Mund. Sie mag auf die siebzig zugehen, doch ich war schon immer der Meinung, dass sie für ihr Alter jung aussieht. Die Probleme mit ihren Händen, der Kontrollverlust, muss unendlich frustrierend für sie sein. Jeder, der auf einer Farm aufwächst, kennt sich mit dem Tod aus. Dennoch fühlt es sich so an, als würde ein Stück aus mir herausgerissen, wenn ich auch nur daran denke, Em oder Henry eines Tages zu verlieren. Das darf einfach nicht geschehen.

»Ich freue mich immer über deinen Rat«, sage ich.

Sie gibt ihrem Stuhl einen Schubs und er krächzt erneut. »Was wäre, wenn Edward Gilbert morgen zu dir käme, um dir zu sagen, dass er sich mit einer anderen verlobt hat?«

Ich atme schwer aus. »Es würde mir das Herz brechen.«

Sie wendet sich von mir ab, sodass das Licht nicht länger auf ihr Gesicht fällt. Ich kann es zwar nicht sehen, aber ich vermute, dass sie grinst. Tante Em hat das schönste Lächeln von allen. Als würden Krokusse aus der harten Wintererde emporkriechen. Ein Lächeln, das dich wärmt und dir Mut verleiht.

»Und weiter?«, fragt sie.

Ich spinne ihr Gedankenspiel weiter. Edward überbringt mir die Neuigkeit und ich weiß, dass das mit uns vorbei ist, dass ich seinen Anträgen nicht länger ausweichen muss.

Ich bin beinahe erleichtert.

Ich atme tief ein und langsam wieder aus.

Tante Em steht auf. Ihre Bewegungen sind schwerfällig, ihr Rücken leicht gekrümmt, bevor sie ihn durchdrückt und sich aufrichtet. Als sie an mir vorbeigeht, drückt sie leicht meine Schulter. »Es ist dein Leben, Dorothy. Sei dir daher bei deinen Entscheidungen immer absolut sicher.«

Ich nicke ihr zu.

»Gute Nacht, mein liebes Mädchen«, sagt sie.

»Gute Nacht, Tante Em.«

Im Haus wird das Licht gelöscht und wenige Sekunden später höre ich, wie sich ihre Schlafzimmertür mit einem leisen Klicken schließt.

Ich versetze meinem Stuhl noch einen letzten Schubs.

Ein Windstoß fegt über den Hof und wirbelt Erde auf.

Ich erhebe mich und gehe hinein, entschlossen, am nächsten Morgen eine Entscheidung zu treffen.



## KAPITEL 3

### DOROTHY

Starke Hände rütteln mich wach. Ich reiße die Augen auf, kann jedoch nur das Heulen des Windes ausmachen. Meine Augen brauchen einen Moment, bis sie sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, dann erst erkenne ich, dass es Onkel Henry ist, der vor mir steht.

»Was ...«, setze ich an, doch er schneidet mir das Wort ab.

»Ein Sturm zieht auf. Ich sichere den Stall. Du gehst mit Em in den Keller.« Dann ist er wieder verschwunden.

Ich setze mich auf und blinzle den Schlaf weg. Es ist nicht das erste Mal, dass ich aus dem Bett in den Keller eilen muss, doch manchmal bleibt es auch einfach bei sehr viel Regen und Gewitter. Ich hasse es, die Nacht in einem kalten Loch unter dem Haus zu verbringen, mit nichts weiter als der blanken Erde unter mir.

Ich habe keine Angst im Dunkeln. Ich kann nur nicht ausstehen, wie unbequem es dort ist. Ich liege gern in meinem warmen Bett mit meinen kornblumenblauen Laken und der dicken weißen Steppdecke, die Em und ich in meinem zweiten Sommer hier genäht haben.

Toto bellt mich vom Fußende aus an. Mit den Vorderpfoten auf

der Fensterbank starrt er in die Nacht hinaus. Sein Schwanz fährt hin und her. Er winselt und jault.

»Schon gut, schon gut«, sage ich. »Ich steh ja schon auf.« Ich schlage die Decke zurück und stelle meine nackten Füße auf den kühlen Parkettboden.

Bei dem Gedanken, wie kalt es erst im Keller sein wird, ziehe ich mir noch schnell dicke Socke und meine abgetragenen Lederstiefel über.

»Wie sieht's aus, Toto?«, frage ich noch immer etwas schläfrig, als ich mich zu ihm ans Fenster stelle. »Lohnt es sich, in eine Grube zu klettern?«

Immer noch schwanzwedelnd blickt er zu mir, während das Glas im Fensterrahmen klappert. Draußen dreht sich die Wetterfahne auf dem Dach der Scheune wie wild umher. Die große Eiche neigt sich im tosenden Wind.

Erste Regentropfen prasseln gegen die Scheibe, während sich der Himmel immer weiter zuzieht und einen ausgiebigen Wolkenbruch verheißt.

Die Luft ist drückend und knistert vor Energie.

Jenseits des Maisfeldes entdecke ich einen Lichtstrahl.

»Edward.«

Das Licht blinkt in einem sich ständig wiederholenden Muster.  
*Sei. Vorsichtig.*

»Dorothy!« Tante Ems Rufen reißt mich aus meinen Gedanken und ich eile zu meinem Nachttisch und ziehe die Schublade auf.

»Einen Moment noch«, rufe ich zurück.

Ich greife nach meiner Taschenlampe und gehe noch einmal zum Fenster zurück. Ich schalte das Licht ein. Und aus. Noch einmal, ein und aus.

*Du auch*, antworte ich.

Edwards Licht bildet ein X und geht dann aus.

*Ich liebe dich*, will er mir damit sagen.

Ich drücke die Taschenlampe fest an mich, mein Finger schwebt bereits über dem Schalter.

Draußen schlägt das Scheunentor zu. Die Wetterfahne schlägt um.

Der Himmel färbt sich tiefschwarz.

Morgen früh, wenn der Sturm weitergezogen ist, werde ich Edwards Antrag annehmen.

Bei ihm bin ich in Sicherheit. Er wird mich lieben. Er wird für mich sorgen.

Was könnte ich mir mehr wünschen?

Mein Magen zieht sich zusammen.

Toto bellt und rennt zur offenen Schlafzimmertür.

»Ich komme«, sage ich und werfe die Taschenlampe auf mein Bett. Ich ziehe mir einen Pulli über den Kopf und renne ihm hinterher. Doch als ich nach ihm das Wohnzimmer erreiche, flitzt er davon, zwingt sich durch die Verandatür und verschwindet nach draußen in den Sturm.

»Toto! Komm sofort zurück!«

»Dorothy, warte!« Tante Em streckt den Kopf aus der Falltür. Sie trägt ihren Morgenmantel und ihr Haar steckt unter einem Seidentuch. »Draußen ist es nicht sicher!«

Ich kann Toto nicht zurücklassen. Es ist mir egal, wie gefährlich es ist.

Ich quetsche mich durch den Türspalt und sofort prasseln Erde und Schutt auf mich ein. Ich hebe den Arm schützend vor mein Gesicht und trete hinaus in die Nacht.

»Toto!«

Links von mir höre ich ein Bellen, dem ich bis an die Kante der Veranda folge. Dort entdecke ich Toto, der mit aufgestellter Rute stocksteif dasteht. Er bellt die Nacht an. »Wir müssen ins Haus! Tante Em wartet auf uns ...«

Die Luft verändert sich.

Meine Nackenhaare stellen sich auf.

Toto knurrt.

Ich folge seinem Blick und entdecke in der Ferne einen Wirbelsturm, der gerade über das Kornfeld der Gilberts hinwegfegt.

Panik erfasst mich, schnürt mir die Luft ab.

Blitze zucken im Innern des Wirbelsturms und die Nacht kreischt wie ein Güterzug.

Doch dieser Sturm ist anders.

Dieser Tornado *glitzert*.

»Toto«, sage ich, doch der Klang meiner Stimme geht im Tosen des Windes unter. »Wir müssen ins Haus!«

Ich kämpfe gegen die Kraft des Windes an, beuge mich hinunter und drücke Toto fest an mich, während der Wind über die Veranda fegt.

Jeder Schritt ist ein Kraftakt. Die Dielen unter meinen Stiefeln schlagen gegen ihre Schrauben und bringen sie zum Scheppern. Plötzlich löst sich eine und schießt dicht an meinem Gesicht vorbei.

Irgendwo im Haus höre ich Glas brechen. Ich blicke hinüber zur Scheune, kann Henry aber nirgends entdecken. Auch unter der Scheune befindet sich ein Keller. Ich kann nur hoffen, dass er es nach dort unten geschafft hat.

»Dorothy!«, brüllt Tante Em.

Ich bekomme nicht genügend Luft in meine Lunge, um ihr zu antworten.

Der tosende Wirbelsturm kommt immer näher.

Da erblicke ich das metallische Glänzen des Türgriffs. Gerade, als ich die Hand ausstrecke, fliegt der Milchkasten vorbei und schleudert gegen meinen Arm. Mein Pullover reißt. Etwas Nasses und Warmes läuft meinen Unterarm hinab.

*Beeil dich, Dorothy.*

*Beeil dich.*

*Beeil dich.*

Ich könnte hier draußen sterben.

Ich werde sterben, wenn ich es nicht bald nach drinnen schaffe.

Ich strecke erneut den Arm aus, doch der Wind ist so stark, dass ich das Gleichgewicht verliere und auf die Knie falle. Toto bellt, windet sich in meinem Griff. Tränen laufen mir über die Wangen.

Ich werde es nicht schaffen. Warum ist Toto bloß weggerannt?  
Er bellt sonst nie den Sturm an, nicht so ...

Die Tür schwingt auf und Tante Em erscheint im Halbdunkel.  
»Nimm meine Hand!«

Erleichterung durchflutet mich. Ich ergreife ihre Hand und sie kämpft gegen den Sturm an, zerrt mich mit all ihrer Kraft ins Innere des Hauses.

»Bleib unten!«, brüllt sie, während ihr ein Ende des Silbertuchs um den Hals flattert.

Ein Fenster zerbricht und Glas schießt durchs Wohnzimmer.

Tante Em duckt sich zu Boden und kriecht auf die Falltür zu.

Ich bin dicht hinter ihr.

»Gleich sind wir da!«, ruft sie.

Wir können es schaffen. Wir werden es schaffen.

Das Haus ächzt wie ein Schiff, das gegen den Ozean ankämpft.

Tante Em greift nach der Leiter, die in den Keller führt, und klettert die Sprossen hinab. »Reich mir Toto!«

Ich robbe auf dem Bauch zur Luke, will Toto zur Öffnung hieven, als die Welt sich mit einem Mal aufbäumt.

KNACK.

Lichter flackern auf.

Ich hebe vom Boden ab, segle schwerelos in Richtung Decke.

BUMM.

Ich schlage auf dem Boden auf, schieße im nächsten Moment wieder nach oben.

Das Haus kippt auf die Seite und ich rutsche die Dielen hinab und die gegenüberliegende Wand senkrecht hinauf.

Onkel Henrys Lieblingsstuhl saust quer durchs Zimmer und knallt gegen meine Beine. Toto bellt in meinen Armen.

»Ich hab dich!«, rufe ich. »Halte durch!«

Die Decke knackt und Putz rieselt auf uns hinunter.

Ich gleite an der Wand hinab und rolle mich schützend um Toto zusammen.

In meinem Kopf klingelt es und der Druck, der sich in meinen Ohren bildet, presst gegen mein Trommelfell.

»Alles wird gutgehen«, sage ich zu ihm, während ich seinen Geruch einatme. Er riecht süß und würzig. Einfach nach ihm. Tante Em sagt immer, er habe den merkwürdigsten Geruch für einen Hund, irgendwie nach verbranntem Eichenholz.

Jetzt gerade spendet sein Geruch mir Trost, während sich die Welt wieder und wieder um uns dreht.

*Bitte lass mich leben.*

*Bitte lass uns das hier überleben.*

Die Decke wogt auf. Ein Riss zieht sich wie ein Spinnennetz in alle Richtungen, bevor ein Balken in zwei Hälften zerbricht und durch den Putz nach unten stürzt.

Direkt auf mich zu.



# KAPITEL 4

## CLEO

Die Hexe des Ostens rennt in Schlangenlinien über die Schneeglöckchenwiese, das Kleid gerafft, damit der Saum nicht schmutzig wird.

»Wo?«, will sie wissen. Ihre Augen sind aufgerissen, in ihrem Blick liegt ein wahnhafter Ausdruck.

Cleo kennt keine Freiheit.

Sie wurde unter einem Blutmond geboren und war vom ersten Atemzug an verflucht. Zumindest hatte man ihr das erzählt. Vielleicht hatte ihre Mutter Cleo deshalb in die Obhut der Hexe des Ostens gegeben, noch bevor sie ihr erstes Wort gesprochen hatte.

Ihre erste Erinnerung ist geprägt von Verzweiflung.

Sie wollte es der Hexe recht machen. Immerhin war sie ein Geschenk (oder nicht?), und Geschenke sollten den Empfänger nicht nerven, reizen oder zur Weißglut treiben.

*Bleib ruhig*, sagte sich Cleo. Diese Regel hatte sie ganz allein lernen müssen, aus einem Instinkt heraus.

Delphine, die Hexe des Ostens, hörte sich selbst gern reden, deshalb war es besser, wenn Cleo möglichst still blieb.

Und jetzt ist es wenig überraschend, dass ihr die Worte fehlen.

Sie ist nicht nur zufällig hier, südlich der gelben Ziegelsteinstraße, inmitten einer Schneeglöckchenwiese.

Zufall oder nicht, die Anweisungen waren vage, die Details unklar.

»Dort«, sagt Cleo und zeigt auf eine beliebige Stelle zu Delphines Linken.

Delphine schimpft vor sich hin und stapft davon.

Der Wind dreht und die alten Eichen, die die Wiese säumen, knarren verzweifelt.

Cleo lässt den Blick über den Wald schweifen. Abwartend.

In manchen Nächten, wenn die Hexe tief und fest schläft, high vom Öl, betrunken vom Ozrum, und Cleo endlich allein ist, liest sie sich selbst laut in der gedämpften Stille vor, nur um sich daran zu erinnern, dass sie eine Stimme besitzt.

Es war leicht, die Form der Wörter zu vergessen, die Melodie von scheinbar wahllos aneinandergereihten Buchstaben, die zusammen *Hoffnung* und *Freundschaft* und *Macht* ergaben.

Hoffnung erschien ihr wie ein Märchen.

Freundschaft wie eine Lüge.

Macht wie eine Droge.

An den meisten Tagen wachte Cleo in der Morgendämmerung auf, um der Hexe ein Bad einzulassen und ihr danach Tee zu kochen. Den brauchte sie, um wieder klar im Kopf zu werden und ihren Kater zu vertreiben. Das Salzbad sollte ihr dabei helfen, die schmerzenden Knochen zu entspannen.

Sobald die Hexe ihr Frühstück beendet hatte, räumte Cleo auf und bereitete das Mittagessen vor, und danach das Abendbrot, ein weiteres Bad, mehr Drogen.

Würde es jemals genug sein?

Cleo war sich nicht sicher.

Und war es überhaupt wichtig? Sie war verflucht. Vielleicht war es kein Großer und Grauvoller Fluch, aber ein Fluch war ein Fluch.

Sie musste einfach am Leben bleiben.

Eine andere Möglichkeit sah sie nicht.

Zumindest nicht, bis die Hexe des Westens ihr eine präsentierte.

Es war allgemein bekannt, dass die Hexe des Ostens und die Hexe des Westens zerstritten waren, aber Cleo wusste, was in Wirklichkeit dahintersteckte: Delphine hatte Angst vor der anderen.

Sie war mächtiger als die Hexe des Ostens. Es bedeutete, dass Delphine tief in ihrem Inneren wusste, dass sie es nicht verdiente, zu regieren. Sie war nur aus dem Grund eine der Großen Hexen, weil sie so anpassungsfähig war. Eine Platzhalterin.

Was hatte Delphine in den Jahren seit dem Großen und Grausamen Krieg erreicht?

*Nichts.*

Weil es ihr an Ehrgeiz fehlte, blieb Delphine nichts weiter, als ihre Tage damit zu füllen, ziellos nach Befriedigung zu suchen. Sie war nur gut darin, sich mit den Erträgen vollzustopfen, die ihre Position mit sich brachte. Geld, Drogen, Macht, Brot und Süßigkeiten. Der Osten war bekannt als das Füllhorn von Oz, und es mangelte nicht an Genussmitteln.

Doch jetzt war die Hexe des Westens bereit, zum Schlag gegen sie auszuholen.

Es stand Cleo nicht zu, Spekulationen über die Angelegenheiten der Großen Hexen anzustellen, aber sie kam nicht umhin, sich zu fragen, warum die Hexe des Westens sie ausgewählt hatte.

Meistens war Cleo Delphine gegenüber loyal, fast schon zu sehr. Delphine mochte sie zwar grauenhaft behandeln, aber sie war die einzige Mutterfigur, die Cleo kannte, und sie zu hintergehen war ihr nie in den Sinn gekommen.

Aber wie bei den meisten Putschversuchen musste ihr nur zum richtigen Zeitpunkt jemand die richtigen Worte einflüstern.

Je älter Cleo wurde, desto weniger wollte sie gehorchen müssen. Alles begann mit einem Druck auf ihrer Brust, nachdem Delphine der Meinung gewesen war, dass Cleo ihr einen falschen Blick zugeworfen hatte und zur Strafe die ganze Nacht wachbleiben und auf Händen und Knien den Steinboden schrubben sollte.

Später folgte auf den Druck ein Zähneknirschen, als Delphine verlangte, dass Cleo das Frühstück neu zubereitete, weil es ihr nicht heiß genug war.

Dann kam es zur *Explosion*.

Delphine hatte Cleo befohlen, jeden ihrer siebenundzwanzig Seidenumhänge bis zum Sonnenaufgang von Hand zu waschen. Für diese Aufgabe hätte Cleo mehrere Tage gebraucht.

Cleo verlor die Beherrschung.

Sie schrie Delphine an.

Die Worte wollten nicht richtig aus ihr herauskommen, und sie ergaben auch keinen Sinn, aber sie war in Fahrt und konnte nicht aufhören.

Was sie schließlich verstummen ließ, war ein Schlag in ihr Gesicht.

Er überraschte Delphine genauso sehr wie Cleo.

Trotz ihrer Grausamkeit und der schrecklichen Dinge, die Delphine dem Land des Ostens und den Menschen, die dort lebten, in ihrem endlosen Streben nach Macht und Relevanz angetan hatte, hatte sie doch nie zuvor die Hand gegen Cleo erhoben.

Cleo rieb sich stumm über die brennende Wange.

Mit bebenden Nasenflügeln wandte sich Delphine von ihr ab und stürmte davon.

Der Druck war zurückgekehrt und danach nicht mehr verschwunden.

Cleo war sich nicht sicher, wie sie Delphine entkommen sollte, aber sie war fest entschlossen, einen Weg zu finden.

Niemals hätte sie damit gerechnet, dass ihr die Hexe des Westens eine Lösung direkt vor die Füße werfen würde.

Was war das für eine Lösung? Eine lange, schmale Feder, die glänzte wie eine Ölspur.

Die Feder stammte von einem geflügelten Affen. Die Hexe des Westens hatte sie Cleo gegeben und lediglich gesagt, dass sie sie Delphine zeigen solle.

Als sie die Feder sah, fühlte Delphine womöglich, wie die Macht

aus ihrem schwachen Griff glitt. Wenn die geflügelten Affen, die zum Land des Westens gehörten, über das Land des Ostens flogen, hieß das, dass sie die Regeln brachen. Und wer würde ihnen so etwas befehlen?

*Diese nichtsnutzige, narzisstische, hochmütige Hexe des Westens.*

Zähneknirschend hatte Delphine gesagt: »Zeig mir, wo.«

Und jetzt waren sie hier, südlich der gelben Ziegelsteinstraße, inmitten der Schneeglöckchenwiese. Wie befohlen. Die Hexe des Westens hatte gesagt, dass sie sich um den Rest kümmern würde.

»Hier?«, fragt Delphine, lässt ihr Kleid los und breitet die Arme aus.

»Ich glaube schon«, antwortet Cleo, was soll sie auch sonst machen? Wie lange soll sie dafür sorgen, dass die Hexe stehenbleibt?

Und dann ...

Ertönt über ihnen ein Grollen. Gefolgt von einem schrillen Pfeifen.

Cleo und Delphine heben gleichzeitig den Blick.

Wie es scheint, ist der Rest ein Haus, das vom Himmel fällt.

Lies weiter in  
*West of Wicked. Folge deinem Verlangen*  
von Nikki St. Crowe

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel »West of Wicked« bei Bramble, einem Imprint der Tom Doherty Associates / Tor Publishing Group, New York.

**Besuche uns im Internet:**  
**www.bramblebooks.de**  
**Instagram: @bramble\_verlag**  
**TikTok: @bramble\_verlag**



Deutsche Erstausgabe Mai 2026  
Copyright © Saint Crowe LLC  
Published by Arrangement with Saint Crowe LLC  
© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe Bramble Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG  
Landsberger Straße 346, 80687 München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining  
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.  
Redaktion: Svenja Kopfmann  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.  
Covergestaltung: © Guter Punkt, München, nach der  
Vorlage des Originalumschlags von Macmillan  
Coverabbildung: © Marcela Bolívar  
Illustration im Innenteil: LittleJah/Shutterstock.com  
Satz und Layout: Daniela Schulz, Gilching  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-426-56490-5

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
produktsicherheit@droemer-knauer.de